



Jan Kuhlbrodt
Schneckenparadies

Gans Verlag



Kuhlbrot · Schneckenparadies
Chemnitzer Trilogie 2

Jan Kuhlbrodt

Schneckenparadies

Gans Verlag

I

Versuch über Thilo

Vergangenheit beginnt. Und was wir erfahren, gehört ihr schon an, aber das, was wir Vergangenheit nennen, beginnt mit einem Verschwinden, mit dem Verschwinden eines Körpers vom Ort seiner Vergangenheit. Und damit vergeht auch der Ort, der nur um jenen Körper herum existierte, aber weiterexistiert durch die Einschreibungen des Ortes in den Körper.

Es gäbe so viele Welten wie Individuen, schreibt Uexküll, und mit Individuen meint er lebende Wesen überhaupt, auch die Spinne, die ein Netz baut, das die Fliege nicht sieht, und die Zecke, die sich, nur weil die Temperatur schwankt, vom Blatt fallen lässt.

Wir wollten uns nicht mit Kleinigkeiten abgeben, das hatten wir uns vorgenommen, noch bevor wir wussten, was Kleinigkeiten überhaupt sind, und vielleicht bin ich deshalb so oft gestolpert; und auch Thilo muss gestolpert sein, nur dass es eleganter wirkte bei ihm. Bei sich zu sein, hat er einmal gesagt, hieße, aus sich herauszugehen.

Es war überhaupt nicht die Zeit für Kleinigkeiten in den frühen achtziger Jahren. Wenn das Leben nur so an uns vorbeigerauscht wäre, hätten wir vielleicht daran gedacht, die Hundebblume abzupflücken, die unbemerkt zwischen unseren Füßen wuchs. Aber es rauschte nichts, und wir hatten nicht vor, aus Gänseblümchen exotische Gewächse zu machen. Das Land lag still.

Wir standen auf einer Brücke über dem kleinen, schmutzigen Fluss, der der Stadt, in der wir aufwuchsen, ihren Namen

gab und der träge dahinfloss zwischen rußigen Altbauten am Rande der Innenstadt. Eine Straßenbahn der Linie acht, Holzkarosse mit offenen Waggons, quietschte um die Ecke und schob sich mühsam auf eine Erhebung, die Berg zu nennen übertrieben gewesen wäre, die aber trotzig Kaßberg hieß und deren Villen neben Untersuchungsknast und Friedrich-Engels-Schule aus dieser Perspektive wirkten, als thronten sie hoch über der Stadt.

Wahrscheinlich zog über den Wolken ein Sojusraumschiff seine Bahn, das zur Raumstation Salut 6 unterwegs war, um den ersten mongolischen Kosmonauten dort abzusetzen. Erdnah. Ich glaubte, von Raumschiff erst sprechen zu können, wenn das Gefährt den Orbit in Richtung Unendlichkeit verlassen hatte. Aber auch ich war stolz, dass einer von uns schon oben gewesen war und hatte, als Siegmund Jähn und Waleri Bykowski unsere Stadt besuchten, meinen Fotoapparat über die jubelnde Menge gehalten, abgedrückt und gehofft, nach der Entwicklung das Bild eines Raumfahrers vorzufinden. Und ich sah auf den Schwarzweißabzügen, halb verdeckt von Reflexen auf der Windschutzscheibe, zwei winkende ältere Herren in Uniform, die an Polizisten erinnerten, müde wirkten und immer wieder die Frische ihrer Liebe beteuerten. Die Liebe zur Macht der Arbeiter und Bauern und die Liebe zur Heimat dieser Macht.

Ein paar Meter Anstieg, doch die Straßenbahn machte den Eindruck übermäßiger Anstrengung, wirkte wie ein Käfer, der

auf einer steil aufgestellten Glasscheibe oder einem lockeren Sandhaufen krabbelt und immer wieder zurückrutscht, sodass man versucht ist, ihm mit dem Zeigefinger oder einem kleinen Stöckchen behilflich zu sein. Dann kippt er unbeholfen über die obere Kante und erst viel später fällt ihm ein, dass er doch Flügel hat, und er erhebt sich mit seriösem Gebrumm über meinen Kopf. Die acht brauchte keine Hilfe, aber sie konnte auch nicht fliegen.

Weggehen ist ankommen. Ich spuckte in den Fluss, wobei sich der Speichelfaden nicht sofort von meiner Lippe löste und die Aule fast auf meiner Jacke gelandet wäre. Am Wasser war die Farbe abzulesen, die in der nahen Färberei den Textilien verpasst wurde. Pastelliges im Überfluss. Thilo lachte und klopfte mir auf die Schulter. Die Innenstadt von Karl-Marx-Stadt war ein großer Rasen und durchbrochen von Neubauten, als hätte ein Riese seinen Baukasten ausgekippt. Es waren Klötze, die eine andere Zeit anzeigen sollten und sich gerade darum so deplaziert, ja verloren ausnahmen.

Um dieses Leerfeld herum verfielen die Bauten der Gründerzeit, die den Zweiten Weltkrieg überstanden hatten. Ein schütterer Haarkranz. So alt wie mein Urgroßvater. Dazwischen einzelne Hautfetzen, wie nach einem Sonnenbrand, die sich mit der Zeit abschälen oder einzeln mit stählernen Greifern herausgezupft würden. An den verbliebenen Mauern ausgeblichene Tapete, auf der noch der Umriss der Bilder erkennbar war, die einst dort gehangen hatten.

In den Magistralen, die die Stadt durchschnitten, verloren sich zwischen Warenhäusern und Post vereinzelt Passanten. Kleidung in gedeckten Farben, kein Schwarz. Ein Nachkriegspanorama, vierzig Jahre nach dem Krieg. Nur an hohen Feiertagen war die Stadt bevölkert wie eine Stadt und Alt- wie Neubauten wurden beflaggt.

Hier stiegen wir auf dem Weg in die Schule, die Erweiterte Oberschule Dr. Theodor Neubauer, täglich aus dem Bus Nummer einunddreißig in die Straßenbahnlinie zwei um. Uns begleitete das Warten. Diese vielen verschiedenen Arten zu warten. Die Wartepositionen, Wartesäle, Wartehallen und Wartehäuschen. Die Versuche, so bequem wie möglich zu stehen, die Beine abwechselnd zu entlasten. Und wartend entlasteten wir abwechselnd das linke und das rechte Bein und zertrampelten die Gänseblümchen die zwischen den Gehwegplatten wuchsen. Ich habe mich immer gefragt, ob das Hundebäumen sind.

Vielleicht ruft Thilo eines Tages an, wenn ich gerade meine Mutter besuche und mich vorm Fernseher langweile und kurz davor bin, mal wieder mit dem Rauchen zu beginnen. Am späten Nachmittag vielleicht und völlig unerwartet. Meine Mutter wird nachsehen, ob ich in meinem Zimmer bin oder auf dem Balkon, wo ich eigentlich immer sitze, in der Haltung eines Wartenden, die ich mittlerweile auch dann einnehme, wenn ich gar nicht warte, und ich schaue auf den Teich hin-

term Haus, der schon seit Jahren nicht mehr bewirtschaftet wird, als würde dort irgendwann etwas passieren.

Ich habe den Eindruck, dass die beiden Weiden, die auf der kleinen Insel im Teich stehen, schon nicht mehr gewachsen sind. Sie tragen jedes Jahr ein frisches Grün, das sich zum Herbst hin verdunkelt, aber sie werden schon lange nicht mehr größer oder ausladender.

Trotzdem wird meine Mutter eine Weile brauchen, um mich zu finden. Thilo ist dran, wird sie sagen, als sei das die normalste Sache der Welt, und ich werde mich beeilen, ans Telefon zu kommen, werde mein Ohr an den Hörer drücken und werde nichts hören, außer dieser Stille in der Leitung, die ich mir immer wie die Stille in einem endlos langen Rohr vorgestellt habe. Ein Knacken, sehr weit entfernt. Hörbar nur eine Entfernung, ein Hinweis auf ein anderes Ende.

In meinem alten Kinderzimmer an einem Nagel, den irgendjemand mit aller Kraft in den Wandbeton gehämmert hat, hängt ein grauer Beutel. Im Schulterriemen eine Reihe von Knoten und an einer Stelle eine dicke Markierung aus Heftpflaster, wahrscheinlich Ankerplast. Mein Urgroßvater hatte mir früh gezeigt, wie man das Ende des Pflasterbandes markiert, um es auf der Rolle immer wiederzufinden. Man reißt es leicht ein und klebt die Zipfel auf je eine Seite. Ich hatte immer das Gefühl, dass Ankerplast sich besser reißen ließ.

Der Beutel, angefertigt von Thilo, hat einen Schulterriemen aus Wildleder, in den bei Regen die Feuchtigkeit hineinzog, die das Gewicht noch steigerte, wodurch er immer länger wurde. Und er schrumpfte nicht wieder, als die Sonne das Leder beschien.

Thilo und ich waren unterwegs nach Bulgarien, kurz hinter der tschechischen Grenze, kurz vor Chomutov, als es zu regnen begann. Bis Prag regnete es und wir hängten unsere Sachen in einer Kleinbahn über die Sitze. Eigentlich wollten wir trampen, waren aber im Gewitter an der Straße kaum zu sehen gewesen. Kein Auto hielt an, jedenfalls in den Morgenstunden nicht. Unsere Freunde hatten uns gewarnt. Da kommt ihr nie weg, und auch in Brünn werdet ihr stehen, sieben, acht Stunden. Wir nahmen den Zug, als es auf Mittag ging und uns auch der erzgebirgische Mischwald keinen Schutz mehr bot.

Alles, was wir in dem Wildlederbeutel transportierten, vor allem das Brot, roch und schmeckte später nach Leder. Nach diesem Urlaub ging der Beutel an mich. Thilo hatte mit Hilfe eines Knotens den Riemen verkürzt und mir das Ganze wortlos über die Schulter geworfen.

1980: Unsere erste Begegnung auf dem Gelände der erweiterten Oberschule, die unsere Schule werden sollte, für vier lange Jahre — uns zumindest kamen sie lang vor. Diese nicht enden wollenden Sommer, die in den Freibädern dann doch noch ausklangen, wenn aus den Becken das gefärbte Laub

gefischt wurde. Gleichwohl. Ich zählte die Tage, wartete auf Weihnachten und später auf meine Volljährigkeit.

Die neuen Schüler waren Mitte Juli zu einer Vorstellungsstunde geladen, Bücherlisten wurden verteilt, das Lehrerkollegium vorgestellt, und wir, Thilo und ich, wollten von Anfang an gut dastehen, gar nicht erst den Eindruck von Außenseitertum aufkommen lassen. Also hoben wir, auf die Frage, wer noch etwas dableiben wolle, um dem Hausmeister zu helfen, automatisch die Hände. Ich dachte, es sei besser, wenn ich mich meldete und so der Arbeit, die erfahrungsgemäß ohnehin auf mich zugekommen wäre, den Anschein von Freiwilligkeit gab.

Was in Thilo vorging, weiß ich nicht, wir hatten uns nicht abgesprochen. Er meldete sich kurz vor mir, und es erschien mir, als führe er eine Handlung aus, die in mir reifte, als führe er sie aus, noch bevor ich den Gedanken daran beendet hatte. Diesen Tick war er mir immer voraus, als würde sein Körper meine Gedanken durch Handlungen vorzeichnen.

Wir waren die Einzigen, die sich meldeten und mussten, weil niemand zwangsweise verpflichtet wurde und aufgrund unserer Aktion auch nicht verpflichtet werden musste, die ganze Arbeit allein machen.

Auf einer Wiese im Schulgelände sollte frisch gehauenes Gras zusammengeharkt werden. Es ginge, sagte der Hausmeister, nicht darum, so schnell wie möglich fertig zu sein, sondern so gut wie möglich zu arbeiten. Eine Einstellung, die wir,

angesichts des schönen Wetters und unserer lachend davonziehenden Klassenkameraden, nicht teilen. Der Hausmeister nickte, als er uns die Arbeitsgeräte in die Hand drückte: zwei alte Harken, die jeder Kleingärtner längst weggeworfen hätte. Und sein Lächeln hieß wohl soviel wie: Zwei wie ihr finden sich in jeder Klasse.

Später dann wunderte ich mich über die Schrauben und faustgroßen Steine, die zwischen den abgemähten Halmen herumlagen, und dass es überhaupt möglich war, hier zu mähen, ohne einer Maschine größeren Schaden zuzufügen. Die Umgebung: eine aufgearbeitete Nachkriegslandschaft für die dritte Generation. Fünfunddreißig Jahre nach den letzten Kampfhandlungen säuberlich von Munition geräumt.

Der Neubau unserer Schule, zwei dreistöckige Karrees in Plattenbauweise und ein Turnhallenflachbau, der mit dem Hauptgebäude durch einen überdachten Gang verbunden war, wirkten wie sorglos hier abgestellt.

Hundert Meter weiter das Heizhaus aus frisch gemauertem Klinker. Kampf dem Mittelmaß! Ein Transparent, gelbe Buchstaben auf rotem Tuch. Diesen Text sollte der Direktor auf jedem Fahnenappell unserer Schulzeit wiederholen.

Alle Klassen, sagte der Hausmeister, würden nach den Abiturprüfungen hier einen Baum pflanzen, und er zeigte auf zwei kümmerliche Gewächse, die im Dreieck ihrer Stützhölzer verschwanden. Die werden schon anwachsen, sagte er.

Eigentlich konnte man bei dem Platz, den wir harkten, nicht von einer Wiese sprechen, es war eine schütter bewachsene Brachfläche, und auch die krautigen Gewächse, wilder Meerrettich, Disteln und dergleichen, waren sauber umgelegt. Ein Platz, der alt wirkte, obwohl es ein junger Platz war oder sein sollte. Aus dem hier wird nie etwas werden. Ein Kommentar des Hausmeisters; oder von Thilo, oder von mir. Oder von jemand anderem zu einem von uns dreien, die wir hier auf dem Platz standen. In der Stimme des Hausmeisters jedoch hätten wir einen Anflug von Stolz erkannt.

Es musste ein Spezialmäher gewesen sein, mit dem hier gearbeitet worden war, es sei denn, der Hausmeister hatte das Gras und die Kräuter über Nacht, auf Knien rutschend, mit einer Sichel gehauen. Was ich mir nicht vorstellen konnte, zu akkurat saß die blaue Arbeitshose, zu sauber waren seine Fingernägel und zu erkennbar die kleinen Mondsicheln an seinen Nagelenden. Gerüche von Moder und Öl wehten schwallweise heran, vermischten sich mit unserem Schweiß und den Parfümstoffen des Waschmittels, das unsere Mütter benutzten.

Es war ein Meeresrhythmus, ein beständiges Zitieren der Wellen durch meerferne Stoffe, hier, im mittleren Mitteldeutschland, auf der Karte von Bezirksgrenzen durchzeichnet und Flüssen, deren Mündungen außerhalb unserer Begriffsgrenzen lagen. Ein Land, in dem sich das Meer nur erahnen ließ. Ähnlich den höheren Bergen, den Gipfeln jenseits der Baumgrenze.

Also schnell, sagte Thilo, und der Ärger war ihm anzumerken, sehen wir zu, dass wir fertig werden. Und er führte seine Harke mit der Fertigkeit eines Wiesenbauern über die Brache und schien sich über den Zustand des Geländes nicht weiter zu wundern. Er war in allem schneller als ich, was sich bei der Arbeit auf dem Schulhof als günstig erwies. Ich konnte mich von Anfang an an ihm orientieren und hielt leicht versetzt hinter ihm die Spur. Und er harkte weit mehr Gras, Steine, Schrauben und braune Glasscherben zusammen als ich.

Und wir sind Freunde geworden an jenem Frühsommertag, unzertrennlich hat man seither unser Verhältnis in der Schulzeit bezeichnet, und wenn ich einmal allein bei einer Party oder einem Picknick auftauchte, wurde ich sofort nach Thilo gefragt.

Der Draht hatte auf dem Schulgelände gelegen, auf der Schulbrache, vielleicht ein Jahr nach unserer ersten Begegnung, als ich Schutz suchte, weil der Schornstein des Heizhauses gesprengt werden sollte. Die Schule war längst mit Fernwärme versorgt und an ein Netz dicker Rohre angeschlossen, die sich vom Heizkraftwerk aus durch die Stadt zogen. Eine Hitzepipeline, die in hohen Bögen über die Straßen geleitet wurde. Wärmebrücken, für keinen sonst nutzbar, nicht einmal für Tiere, außer für Schnecken.

Ich weiß nicht, ob Schnecken derart lange Wege zurücklegen, oder ob ihnen nicht ein Hindernis dem Ende ihrer Welt gleichkommt, ob ihnen nicht jeder Ausgang, jeder Übergang

nur eine Verlängerung ist, deren Abwesenheit sie gar nicht bemerken würden. Trial and Error. Wahrscheinlich ist es vollkommen widersinnig, von einem Käfig zu sprechen, wenn man Schnecken in ein Gefäß steckt, aus dem sie nicht heraus können. Und ihre Schleimspuren bilden in einem abgegrenzten Gebiet eine Art Karte, ein Wegenetz, eine Schleife ohne Anfang und ohne Ende.

Wahrscheinlich hatte man das Heizhaus neben der Schule noch stehen lassen, weil man den überirdisch verlegten Rohren nicht traute, sie erst einmal testen wollte. Im Falle eines Defektes, dem Ausströmen von Hitze in die Stadt, die den ohnehin lang anhaltenden Sommer noch mehr verlängern, ins Unerträgliche dehnen würde, hätte man, bis zu dem Tag an dem ich den Schweißdraht gefunden habe und der Schornstein gesprengt wurde, die alte Kohleheizung wieder anwerfen können.

Ich suchte Schutz, wollte aber auch Sichtfeld, nahm so die Dienstanweisung vorweg, die ich Jahre später als Angehöriger eines Mot Schützenregimentes erhielt. Beides fand ich in der offenstehenden Tür eines gelben Trafohäuschens, wie sie überall in den Städten herumstanden und deren Türen sonst immer verschlossen waren. Drei Türen waren es, ein kleiner Weg stirnseitig und der rote Blitz auf Plastik, der Hochspannung signalisierte.

In dem Häuschen fand ich gleich neben der Tür den Schweißdraht. Weiter habe ich mich nicht hineingetraut, da ich vermu-

tete, ein Verantwortlicher würde bald auftauchen (jemand mit einem Schlüsselbund am Karabinerhaken im Gürtel, der bei jedem Schritt klappert, und der meiner Erfahrung nach immer auftauchte, wenn irgendwo eine Tür offenstand). Was machst du da, würde er brüllen, und wenn ich weggerannt wäre, mit bedeutungsschwerer Miene die Tür wieder abschließen. Den Kopf schütteln und versonnen auf seine Schlüssel schauen.

Ich zog den Schweißdraht mit dem Fuß dicht an mich heran, wollte ihn nicht in die Hand nehmen, bis ich sicher und unbemerkt verschwinden könnte. Aber niemand kam, und nachdem ich die Sprengung beobachtet hatte, nahm ich den Schweißdraht und lief in die Schule, wo wir abgezählt wurden. An dem Material, das ich im Arm trug, nahm niemand Anstoß. Es schien, dass in Zeiten des Mangels zumindest an Schweißdraht kein Mangel herrschte. Nur Thilo riss mir das Paket später aus den Händen, als befände sich darin etwas, das er seit Jahren vermisste oder schon endgültig verloren glaubte. Das ist doch nicht wahr, sagte er. Und ich überließ ihm verwirrt meine Beute.

Die Sprengung hatte übrigens erstaunlich wenig Geräusch erzeugt, wie ein ferner Gewitterdonner, ein Grollen, dem das Finale fehlte. Der Schornstein sackte in sich zusammen, als sei in der Luft ein unsichtbarer Tunnel eingelassen, der das Davonschleudern des Gerölls verhinderte, und hinterließ an der Stelle, wo er gestanden hatte, einen außergewöhnlich kleinen

Ringwall, aus dem es einen Augenblick lang herausrauchte. Nur die Spitze des Schornsteins fiel, kurz nachdem sie auf den Boden geprallt war, zackig zur Seite und versah so die Kreisform des Walles mit einem Makel. Auch die Druckwelle der Explosion war weniger stark als ich angenommen hatte. In der Nähe saßen einige Krähen in einer Pappel, sie flogen nicht auf. Als sich der Staub fast gelegt hatte, kamen sie heran und suchten in den Trümmern nach Verwertbarem.

Kleinigkeiten, Dinge, deren Bestand von so geringer Dauer ist, dass sie in der Zeit verschwinden, da man ihren Namen ausspricht. Wir glaubten, sie vernachlässigen zu können. Aber sie bilden Barrieren. Die ich umgehen musste, die meinen Weg bestimmten, die ihm eine Form gaben, weit weg von meiner Vorstellung des Weges und jenseits des jeweiligen Zieles, das wir, Thilo und ich, angepeilt hatten und dem Thilo sich, wie mir schien, auf einer Gerade näherte. Nennen wir es Amerika, nennen wir es Kunst. Ein Ziel jedenfalls, fernab von jeder Erfahrung, von unsrer Erfahrung.

Meine Großmutter fragte mich jedes Mal, wenn ich sie besuchte, ob ich mich erinnere, wie ich in Sopot vor den dicken Mauern der Kreuzritterfestung gestanden habe; ich sei drei gewesen damals. Sie saß kerzengerade in einem alten Lehnstuhl, den auch sie schon geerbt haben musste, sie saß, als habe sie seit Tagen so gesessen, und die Spinnen hatten nur noch kein Gewebe um sie gezogen, weil es in ihrer sauberen Wohnung keine Spinnen gab. Dabei wusste ich genau, dass sie sich bewe-

gen konnte, dass sie für ihre zweiundneunzig Jahre erstaunlich agil war. Einmal hatte ich sie beim Einkaufen beobachtet und fast nicht erkannt, weil sie wieselflink durch die Regalreihen gehuscht war. Vielleicht war sie es gar nicht, hatte Thilo gesagt, der nie um eine Antwort verlegen war. Aber alles stimmte, passte genau zu meiner Großmutter, die Kleidung, die Lebensmittel, die sie ausgewählt hatte, alles. Nur ihre Bewegungen waren die einer anderen, wesentlich jüngeren Frau.

Thilo sagte — es ist noch während unserer Schulzeit gewesen, er konnte von Uexküll also noch gar nichts wissen —, dass es so viele Realitäten gebe wie Menschen, Bewusstseinsblasen nannte er das, allein die Zeit sei überall gleich, sei weder Veränderung noch irgendeine Bewegung sonst.

Eigentlich fragte meine Großmutter mit den Jahren nur noch nach Sopot, wenn wir uns trafen, als sei es das Wichtigste in ihrem Leben gewesen, das Wichtigste geworden, weil sie sich an nichts anderes mehr erinnern konnte, wenn ich in ihrer kleinen Wohnung war, eine Wohnung mit Südbalkon und Blick auf einen Parkplatz und eine dahinter liegende Kleingartensiedlung mit kunstvoll gestalteten Gittern vor den Müllbehältern.

Aber ich erinnere mich nicht, je in Polen gewesen zu sein, habe keine Vorstellung von Sopot oder Danzig und wo wir damals überall gewesen sein sollen, auf einer Urlaubsreise Ende der sechziger Jahre, mit Eltern und Großeltern in einem

großen Auto, sowjetisches Fabrikat. Doch, sagt meine Oma, du hast vor den dicken Mauern in Sopot gestanden und hast gestaunt.

In ihrer Wohnung gab es, soweit ich mich erinnern kann, nur diese eine ausgesprochene Erinnerung, als sei in dem Augenblick, in dem ich das Zimmer betrat, ein bestimmter Bereich in der Hirnrinde meiner Großmutter stimuliert worden. Meine Versuche, das Gespräch auf andere Erlebnisse zu bringen, auf gemeinsame Oster- oder Weihnachtsfeste, an die ich selbst mich noch erinnern konnte, scheiterten. Nur von Sopot wollte sie reden.

Ich beneide sie ein wenig um diese Ordnung, um diese Fähigkeit, einzelnen Personen bestimmte Erinnerungssequenzen zuzuordnen, ob gewollt oder ungewollt. Vielleicht ist es ein Zeichen des hohen Alters, dass man die Nebensächlichkeiten ausblendet und den Kopf aufräumt wie eine Wohnung. Es erleichtert einem das Fortleben, erzeugt Gelassenheit. Erinnerungen, denen ein Gegenüber eine Bestätigung zukommen lässt, werden quasi gelöscht, weil sie geklärt sind.

Vielleicht hätte ich meiner Großmutter einmal den Gefallen tun sollen, hätte leuchtende Augen bekommen und aus tiefster Seele sagen sollen: Ja. Ja, Oma, es war toll, damals in Sopot, ich vor den dicken Mauern. Ich wäre damit in ihre Bewusstseinsblase eingedrungen. Aber ich hatte anderes im Kopf mit sieb-

zehn oder achtzehn. Und ich musste schnell weg, weil Thilo auf mich wartete. Und wahrscheinlich hätte meine Großmutter in jenem Moment ihre Rüstigkeit verloren, wäre in ihrem geerbten Lehnstuhl erstarrt, so fragil sind die Realitäten, und nach Tagen hätten die Spinnen doch noch ein Netz um sie gezogen.

Vielleicht ist das, was wir Freundschaft nennen, eben etwas, das nur wie Freundschaft aussieht, eine zufällige Begegnung zweier Körper, den Gesetzen der Physik geschuldet, ein Zusammentreffen, das wir so lange vor uns hin buchstabieren, bis es einen Sinn ergibt. Weil wir den Zufall nicht ertragen können, und weil wir es nicht ertragen können, dass etwas, das uns betrifft, nur den Gesetzen der Physik unterliegt, weil wir uns in unseren Bewegungen erkennen wollen, in unserem Willen, und die anderen in dem ihren, weil wir es uns nicht eingestehen können, die Schatten der Dinge mit den Dingen verwechselt und von Freiheit nur geträumt zu haben.

Ein Junge von etwa zehn Jahren sitzt vor einem Fenster, die Knie hat er an die Brust gezogen, die Hände zwischen die Schenkel geklemmt. Er sieht den Wassertropfen zu, die der Wind gegen die Scheiben weht und die von dort herabrinnen, immer wieder stocken wie vor unsichtbaren Hürden, an Kraft verlieren, weil sie Gewicht in den Spuren eingebüßt haben, in den dünnen Wasserschwänzen, die sie auf dem Glas hinter sich herziehen.

Oder die Fotos von der Italienreise eines Bekannten, Dias, die so lange zu sehen sind, wie man die Gegenwart verdunkelt, die sich bei Licht nur vage von ihrem Hintergrund abheben, aus ihm herauschälen oder ihn notdürftig bedecken; oder Bilder von mir, auf denen ich mich nicht erkenne, auf denen ich nur Gegenstände wiedererkenne, die mir einmal gehört haben, Gegenstände in den Händen eines anderen, eines Kindes, von dem meine Mutter behauptet, das sei ich.

Ein etwa vierjähriger Junge, er spielt mit einer Tasse aus Plastik und ich weiß, dass die Tasse rot ist, obwohl ich nicht erkenne, welche Farbe sie hat, denn die Farbe geht zuerst verloren in der Zeit; und ich erkenne nicht, wann und wo das Bild aufgenommen wurde. Vielleicht steht die Tasse in der Wohnung meiner Mutter noch irgendwo herum. Die Tasse, die jetzt auf einem der Dias auftaucht, die mein Vater pausenlos geschossen hat, und die er, nach seinem Weggang, hier zurückließ.

Oder die Tropfen am Fenster kommen aus ganz anderen Gründen zum Stillstand. Aus Gründen, die dem Jungen nicht einsichtig sind und auch dem Betrachter nicht, mir vielleicht, oder einem anderen, der sich an diese Situation erinnert, einem Fremden, der mich gesehen hat. Manchmal scheinen sie am Fenster auf andere Tropfen zu warten, die der Zufall vorbeiführt und mit denen sie verschmelzen. Mit vereintem Gewicht setzen sie ihren Weg fort, ziehen ihre Wasserschwänze hinter sich her und trennen sich wieder an einem unsichtbaren Hin-

dernis. Der Junge lobt die Tropfen, und er lobt den Wind, der sie gegen sein Fenster weht.

Freundschaft entsteht um eine Leerstelle herum. Eine gemeinsame Blickrichtung. Ein Augenblicksresultat. So wie sich bei Jungen, die um ein Lagerfeuer sitzen, das Gefühl der Gemeinsamkeit einstellt, weil sie zur gleichen Zeit in die gleichen Flammen starren, weil man die anderen beim Anblick der Flammen vergisst, wie auch die anderen einen selbst vergessen. Weil in den Flammen die Gegenwart verbrennt. Eine sichtbare Vergänglichkeit.

Und Glück war, zumindest für mich, ein Leiterwagen mit roten Fahnen und Männer mit entschlossenen Gesichtern, Männer, die das Unglück vom Erdball fegen würden. Und wir würden Teil dieser Gruppe sein. So jedenfalls hatte ich das empfunden. Thilo war da ein wenig zurückhaltender.

Wir hatten uns Karfreitag 1982 an der Autobahnauffahrt Mitte Nord verabredet. Morgens um acht. Eine Gruppe von jungen Männern, die sich allesamt als Revolutionäre verstanden und sich Kommunisten nannten. Das war nicht so einfach, 1982 in der DDR. Sowohl bei unseren Eltern als auch bei Freunden erteten wir eher Unverständnis für unsere Passion. Entweder sah man das Projekt als abgeschlossen oder als gescheitert an. Nichts allerdings, was man betreiben sollte, nichts Wichtiges. Revolutionen waren ihnen die rotgelben Transparente zum 1. Mai oder zum 7. Oktober. Etwas also, was jenseits jeder Gefahr lag.

Natürlich trug ich eine Baskenmütze. Und ich hatte vor der Russenkaserne in der Leninstraße einen metallenen sowjetischen Soldatenknopf gefunden. Den Stern in der Mitte hatte ich herausgefeilt, mit Tauchlack rot gefärbt und ihn an den Filz meiner Kappe genäht.

Wir wollten nach Eisenach. Die Wartburg besichtigen. Vorsichtshalber hatten wir Schlafsäcke mitgenommen. Nur für den Fall, dass die Jugendherberge überfüllt gewesen wäre. Dann wollten wir auf dem Bahnhof oder im Wald schlafen. Es war ja schon warm draußen, und über die Autobahn spannte sich ein strahlend blauer Morgenhimmel, man konnte bis Wittgensdorf sehen und in der anderen Richtung, wie der Schornstein des Heizkraftwerks sachte seine Wolken aus Wasserdampf entließ. Zehn nach acht waren wir komplett, lagerten um eine alte Erle herum und teilten die Paare ein, die gemeinsam fahren sollten. Wir rauchten Zigaretten, die wir über Nacht vor unseren Eltern verborgen hatten. Nur Thilo und sein Cousin fehlten, was nicht weiter für Unruhe sorgte, weil Thilo eigentlich immer zu spät kam.

Wir waren neun, und wir losten. Ich zog das kürzeste Streichholz und musste allein trampen. Du wirst sehen, das läuft wie geschmiert, hatte Bormann gesagt. Außerdem hatte ich eine Mandoline dabei.

Jens Bormann, den alle nur Bormann nannten, war der einzige von uns, der lange Haare trug, und ich beneidete ihn darum und auch, weil er schon achtzehn war und sich für

500 Mark einen alten P70 besorgt hatte, den Vorgänger des Trabanten. Ein kleines Auto in Leichtbauweise. Der Wagen hatte an Fahrer- und Beifahrerseite Schiebefenster. Und wir sind oft mit diesem Auto zusammen durch Karl-Marx-Stadt gefahren, ich habe durch die Schiebefenster Töne aus einer Ventilfanfare geblasen, Töne die immer anders klangen, als ich wollte, was mich aber nicht verzweifeln ließ. Ich kannte niemanden, der eine Ventilfanfare spielen konnte. Ich kannte außer mir niemanden, der eine Ventilfanfare besaß. Ich hatte das Instrument von einem Verwandten geschenkt bekommen, dem ich einmal erzählt hatte, dass ich Musikinstrumente sammle. Weiß der Teufel, wo er sie her hatte. Eine Ventilfanfare sieht aus wie eine Trompete, ist aber länger, so lang, wie eine Fanfare halt. Aus dem Mundstück aber drangen nur gepresste Geräusche, mit einiger Nachsicht hätte man sie als Signale bezeichnen können. Bormann und ich haben über mein musikalisches Unvermögen und die verdutzten Gesichter der Passanten gelacht.

Eines Tages ist an einer Kreuzung die Lichtmaschine von Bormanns Wagen abgefallen. Es gab niemanden, der sie hätte reparieren können. Wir haben den P70 zu einem Parkplatz in der Nähe geschoben, wo er langsam verrottete. Hin und wieder haben wir noch vorbeigeschaut. Das Auto ist eingegangen. Ein stückweiser Tod durch zunehmenden Verlust der Funktions-teile. Erst fehlten die Scheibenwischer, ein paar Tage später die Räder und die Scheinwerfer. Der Wagen wurde filetiert.

Irgendwann hat jemand den Rest der Karosse vom Parkplatz geschleppt, mit meiner Ventilfanfare im Kofferraum. Bormann und ich standen dort, wo vorher das Auto gestanden hatte, und sangen „Unsterbliche Opfer“, die Hymne, mit der führende Kommunisten zu Grabe getragen wurden. Ich glaube, Bormann hat wirklich ein wenig geweint.

Und von ihm stammte auch die Idee, Ostern nach Eisenach zu trampeln.

Er selbst würde mit seiner Gitarre Probleme bekommen, dachte ich, als wir am Autobahnzubringer standen. Für einen Trabantkofferraum, der schon einiges Gepäck geladen hatte, war sie zu groß. Bormann würde sie während der Fahrt zwischen den Beinen halten müssen und sich noch mehr verrenken, als er es bei seiner Größe ohnehin schon musste, wenn er an einem umgeklappten Beifahrersitz vorbei auf die Rückbank kletterte.

Meine Mandoline hingegen hatte sogar noch etwas Revolutionäres, als ich gesehen hatte, wie ein Vogtländisches Mandolinenorchester auf einem Jugendtreffen der FDJ „Muss i denn zum Städtele hinaus“ spielte. Mädchen in Blauhemden beugten sich über ihre Instrumente und wirkten in dieser innigen Haltung sogar ein wenig sexy, als kämpfte ihre pubertäre Knospung mit aller Macht gegen die verstaubte Umgebung und die noch staubigere Musik. Vielleicht lag es auch daran, dass mich der Klang der Mandoline an eine Charanga erinnerte, das Instrument der Andenvölker, dessen Corpus aus dem Panzer eines Gürteltiers gefertigt wird. Befand sich doch in Südamerika oh-

nehin so ziemlich alles, was ich mit Revolution in Verbindung brachte.

Hagen, ein Freund, der schon an der Technischen Universität Klima- und Trockentechnik studierte und immer nach Fenchel oder irgendeinem anderen Gewürz roch, wenn er vom Praktikum kam, hatte mir das Stimmen des Instruments erklärt und ein paar Griffe aufgeschrieben. G, D, A. Aber das Plektrum sprang mir immer wieder aus der Hand, wenn ich die Akkorde anschlagen wollte. So spielte ich mit den Fingern und man konnte kaum etwas von meinem Spiel hören, es klang, als würde jemand in der Nachbarwohnung einen beliebten Schlager begleiten.

Meine Mutter musterte meine Mandoline, wenn sie mein Zimmer betrat, mit einem gewissen Misstrauen. Schließlich hatte sie mir das Geld dafür gegeben. Doch sie fragte nie nach meinen musikalischen Fähigkeiten und was ich denn damit wollte und bat mich auch nie, ihr etwas vorzuspielen, als wollte sie mir die damit verbundene Peinlichkeit ersparen.

Wenn ich auf Reisen ging, nahm ich die Mandoline mit. Sie wurde so etwas wie meine ständige Begleiterin. Viele meiner Freunde machten Musik, und wenn wir abends an Lagerfeuern oder in den Speisesälen von Jugendherbergen saßen, fand sich immer einer, der ein wenig damit herumprobierte und bald etwas mit meiner Mandoline anzufangen wusste.

Als Thilo und Thomas kamen, hatten wir uns schon an der Straße aufgestellt. Nach hinten, rief ich ihnen zur Begrüßung zu. Thilo blieb trotzdem kurz bei mir stehen und zeigte mir das Schild, von dem er sich ein schnelles Fortkommen versprach: Ein riesiges Ei hatte er auf Packpapier gemalt und dahinter waren die Buchstaben SENACH geschrieben.

Am Dienstag nach Ostern traf ich ihn in der Schule und er erzählte, dass sein Bilderrätsel bei den vorbeifahrenden Autofahrern nur für Verwirrung gesorgt habe. Bis Mittag waren er und sein Cousin beinahe vollkommen ignoriert worden. Nur einmal hatte ein Lastwagen angehalten, und der Fahrer hatte gefragt, wo Senach denn liege, er könne die beiden bis Dresden mitnehmen. Andere Richtung, hatte Thilo gesagt.

Gegen ein Uhr hielt dann ein blauer Mosquitsch. Der Fahrer hatte durchschaut, wohin die beiden zu reisen gedachten und sie bis Jena mitgenommen. Dort hatten sie sich in einer Gaststätte einen Filzstift geliehen, das Osterei durchgestrichen und EI darüber geschrieben. „Unübersehbar“, wie Thilo sagte.

Aber auch das nützte ihnen nichts, und sie mieteten sich für die Nacht in ein Arbeiterhotel am Rande des Neubauviertels Jena-Paradies ein, das über die Feiertage nahezu leer stand. Ein Streifenpolizist hatte ihnen den Tipp gegeben und sie freundlicherweise auch gleich hingefahren.

Die Nacht im Hotel muss grausam gewesen sein. Thilo und Thomas fanden keinen Schlaf in ihren verwanzten Betten. Und eine Gruppe von Männern, die offensichtlich über keine eigenen Familien verfügten oder froh waren, hier im Hotel ihre Ruhe vor ihnen zu haben, nutzte das leere Haus, um Skat zu spielen und eine Flasche Schnaps nach der anderen zu leeren.

Wohl kein Zuhause, spielt ihr mit?, hatten sie gefragt, als Thilo und Thomas mit ihren Rucksäcken auf ihre Zimmer schlichen. Thomas hatte abgewehrt, dass er sich eine Virusgrippe eingefangen habe und ihm nun übel sei. Den Vorschlag der Männer, die Übelkeit runterzuspülen und dann auszukotzen, hörte er nicht mehr. Thilo konnte nicht besonders gut Skat spielen, also setzte er sich einfach zu den Männern an den Speisezimmertisch, dessen Spelacartplatte nach modrigen Zwiebeln roch.

Die Spieler schenkten auch sein Glas in jeder Runde voll und ermunterten ihn zu trinken. Grubenfusel, sagten sie, Bergarbeiterschnaps. Auf der Flasche stand TRINKBRANNTWEIN, 1,65 Mark der Liter. Nach einigen Gläsern, genau könne er sich nicht erinnern, sagte Thilo, habe er in ein Waschbecken im Flur gekotzt und sei dann ebenfalls zu Bett gegangen. „Scheiß schlaffe Studenten!“, sei der Kommentar der Familienlosen gewesen, und Thilo hatte sich ein wenig gefreut, dass er anscheinend schon wie ein Student gewirkt habe, obwohl er doch erst Oberschüler in der elften Klasse war. Am nächsten Morgen ist er mit Thomas sehr früh mit dem Bummelzug zurück nach Karl-Marx-Stadt gefahren.

Wir anderen verbrachten die Nacht in einer Zelle in Gotha, weil irgendetwas an uns die Transportpolizei gereizt hatte.

Am Abend liegt meine Mutter auf der Couch, lässt ihren Blick schweifen, ausgehend von dem kleinen Standbylämpchen des Fernsehapparates. Der Blick geht über die Dinge hinweg, die sich hier angesammelt haben. Und Mutter wirkt dabei wie eine Patientin im Wachkoma. Die unregelmäßig blinzelnden Augen, weit aufgerissen in der Dunkelheit. Leicht hervortretend. Der halb geöffnete Mund. Manchmal ein Schnarchen, als habe sie vergessen, Luft zu holen und sich im Moment wieder daran erinnert. Ein Anschein von Aufmerksamkeit: Sie hört mich, wenn ich leise in die Wohnung schleiche, in die Küche gehe. Hört die Geräusche, die sich nicht zu einem Sinn fügen. Und sie sieht meine Großmutter im Raum stehen, meinen Vater, und alles ist wie immer.

Vielleicht löscht der Tod aber auch alle Zeitebenen mit einem Mal aus, beendet all unsere Parallelexistenzen. Oder es finden sich Spuren, die niemand einem Ding oder Ereignis zuordnen kann, die einfach nur da sind, weil etwas war, von dem keiner mehr weiß, was es war, wie man manchmal einen alten Kassenbon im Portemonnaie findet. Und vielleicht bin ich auch nie in Sopot gewesen.

Du denkst zu viel, hatte meine Mutter schon gesagt, als ich mit sieben oder acht grübelnd vor einer Weide stand, die am Ende unserer Straße wuchs. Es war ein alter, knorriger Baum

und nirgends fand sich ein Bachlauf oder etwas Ähnliches. Auch konnte man mitten in der Stadt nicht von Sumpfbereich sprechen. Meine Mutter hat immer wieder behauptet, dass ich zu viel denke, und denkt wahrscheinlich heute noch so, obwohl wir nicht mehr darüber reden.

Ich glaube nicht, dass sie Recht hat. Letztlich war es doch ihr Leben, das gegen den Baum lief, ein Leben, das sie in einer Kiste mit Dias vermutet, die sie seit Jahren nicht mehr angefasst, die sie nicht mehr herausgeholt hat, seit mein Vater fortgegangen ist. Wahrscheinlich ist auf den Bildern schon lange nichts mehr zu sehen, außer wirre Farbmuster. Hier und da ein Baum vielleicht (eine Weide?), ein verschwommenes Gesicht. Ihr Gesicht oder meines, doch niemals das meines Vaters, der nur fotografierte, um selbst nicht fotografiert zu werden, der alles Leben auf ein Foto zu bannen versuchte, und damit selbst gleichsam aus dem Leben verschwand.

Der Vater als Fotoreporter unseres Daseins, und wenn man davon absieht, dass auch Fotos nicht ewig halten, verwandelte er alles in dem Augenblick, da er den Auslöser seiner Spiegelreflexkamera betätigte, in ein Dokument, und das Foto wies allem ein Platz im Ungefähren zu. Auch Filme sind Fotografien (manchmal benutzte Vater auch eine Super-8-Kamera. Wer weiß, wo die Filme hin sind.) Die Lücken im Ablauf des Films muss unsere Fantasie schließen, sie muss das Starre bewegen. Und Vater ließ, als er ging, einen Erinnerungsberg zurück. Ich werde meine Mutter überreden, die Fotos endlich wegzuerwerfen.

Die Wohnung meiner Mutter ist ein Archiv, das keine großen Regale braucht, als hätten sich die Geschichten, die es aufbewahrt, in die Wände selbst gefressen.

Und die Wohnung meiner Mutter, die ich aus genau jenem Grund nicht sehen will, die ich nicht sehen will, weil ich es nicht ertragen kann, wenn sich etwas über zehn Jahre oder noch mehr nicht verändert (im Grunde ist sie noch von meinem Vater eingerichtet worden), und weil ich nicht sehen will, dass ich, obgleich auf die vierzig zugehend, in einem, in meinem Kinderzimmer schlafe, werde ich in die Küche schleichen und mir etwas Wurst und Käse aus dem Kühlschrank nehmen. Und ich werde das Diorama und den Projektor nicht vom Schrank nehmen, ich werde die Dias nicht aus dem Schrank nehmen und zu den verlorenen Sachen stellen, wiewohl ich es tun sollte, mir und meiner Mutter zuliebe. Allein der Grundriss dieser Wohnung ist ein enormer Erinnerungsspeicher, was in mir, schon am Tag, an dem ich ankam, eine derartige Beklemmung auslöste, dass ich seither am Tage nur noch im Hof sitze, erst auf der Rasenkante unter einer kleinen Tanne, die beherzte Anwohner gepflanzt haben, es kann keine zehn Jahre her sein, dann auf dem Sessel.

In dieser Wohnung hatten Thilo und ich den ganz großen Wurf geplant. Es sei ihm egal, wie die Wasserhähne der Spießler aussähen, denn die gäbe es ja nach unserem Plan ohnehin bald nicht mehr, sagte Thilo. Wir haben bei der Planung unseres Aufbruchs die ganze Zeit Tee aus einem Service von

Hedwig Bollhagen getrunken, Bollhagen, die unsere Heldin war, denn sie hatte irgendwas mit dem Bauhaus zu tun. Und wir hatten unser Taschengeld zusammengeschnitten und das Geld, das wir im Sommer in einem Werksarchiv verdient hatten. Dann waren wir durch die Parks in die Innenstadt gelaufen und hatten die zwei Schalen, die Kanne und den Zuckerbecher gekauft. Weißes Porzellan, blaue und gelbe Streifen und eine Kanne, deren Fassungsvermögen mich immer wieder beeindruckte.

Der Tee ließ meine Blase schwellen, aber wir redeten und planten derart angeregt, dass ich es nicht wagte, uns zu unterbrechen, bis ich Schmerzen bekam, bis ich mich überhaupt nicht mehr konzentrieren konnte, aufsprang und aus dem Zimmer lief. Wo warst du so lange?, fragte Thilo, als ich zurückkam, ich dachte schon, du hast mich vergessen, bist alleine los, und hast mich vergessen. Ich zuckte mit den Schultern. Als ob ich ihn hätte vergessen können.

Deshalb sind wir weggegangen, Thilo und ich, nachdem die, die ertragen hatten, geduldig ertragen hatten, ihren Staat mit einem Mal plötzlich wegräumten, als hätten sie eben nur am Waldrand gepicknickt und das Land sei ihr Geschirr gewesen, als sie plötzlich die Zäune in ihrem Hof öffneten, die sie nie gestört hatten, und sich einen Frühling und einen halben Sommer lang nicht um die Gemüsebeete kümmerten. Unser Zustand bis dahin war einer des Wartens gewesen, und wir

wussten, dass wir, da die Zäune schon mal offen lagen, einfach gehen mussten. Wir warteten noch, bis das Geld getauscht wurde und das erste Mal Sperrmüll in großen Mengen vor den Häusern lagerte. Schon diese Gelegenheit hatte meine Mutter versäumt.

Wenn Thilo die Stahldrähte zu Bewegungsmustern bog, saß ich ein wenig abseits in meinem Zimmer, und ich sah ihm zu, sah dem Schweißdraht zu, der unter Thilos Händen eine Form erhielt. Kleine gebogene Gebilde, von denen eine Dynamik ausging, die mich bewegte, erschütterte in ihrer Fremdheit. Thilo formte mit wenigen Handgriffen etwas aus einem Stück biegsamen Stahl, etwas, das jedenfalls nicht hierher gehörte. Wie ich nicht hierher gehöre, sagte Thilo, als ich ihm von meinem Eindruck erzählte.

Und es gibt die Weißdornhecken nicht mehr, die unter meinem Fenster wuchsen und einen modrigen Geruch verbreiteten. Als ich am ersten Tag nach seiner Abholzung aus der Wohnung kam, habe ich ihn vermisst, denn der Weißdornstrauch war mir als Kind immer eine Art Zuflucht gewesen. Wenn ich, was ich oft tat, weil mich die Streitereien meiner Eltern nervten und mir Angst machten, unter meinem Kinderzimmerfenster zwischen Gebüsch und Hauswand entlangkroch, sah ich hier und da Teerfarbe unter der Erde hervorkommen.